Kapitel 1

Die gerissene Saite

Noch 61 Tage bis ADVENT

* * *

Die Unterführung unter der Via Salaria roch nach nassem Beton, nach altem Urin und nach den Kastanien, die ein Straßenhändler am Abend geröstet hatte und deren Duft sich irgendwo im Gewölbe verfangen hatte wie ein Gast, der nicht nach Hause will.

Es war kurz nach vier Uhr morgens, und Gianni spielte für niemanden.

Das war nicht ungewöhnlich. Um diese Zeit kamen nur noch Taxifahrer, die zu müde waren, um stehen zu bleiben, und Nachtschwärmer, die zu betrunken waren, um Münzen zu finden. Gianni spielte trotzdem. Er war siebzehn, hatte seit vier Monaten kein festes Bett mehr gehabt und eine Gitarre, die er für zwanzig Euro auf einem Flohmarkt in Tarent gekauft hatte, bevor er gegangen war. Um den Hals trug er einen Mundharmonika-Halter aus gebogenem Draht, den er selbst zusammengelötet hatte, und auf dem Boden vor ihm lag der offene Gitarrenkoffer mit drei Münzen darin, die er selbst hineingelegt hatte, damit andere wussten, wofür der Koffer da war.

Er spielte ein Lied, das er selbst geschrieben hatte. Es hatte keinen Namen und keinen Schluss. Er spielte es jede Nacht, und jede Nacht blieb er an derselben Stelle hängen, einer Wendung nach dem zweiten Refrain, an der das Lied irgendwohin wollte, wo Gianni nicht hinkam. Dann fing er von vorn an.

An diesem Morgen kam er nicht einmal bis dahin. Bei der ersten Strophe riss die hohe E-Saite mit einem trockenen, hässlichen Knall, schnellte zurück und hinterließ einen feinen roten Strich auf seinem Handrücken.

Gianni fluchte. Er fluchte auf Tarentinisch, was sehr viel ausführlicher ist als auf Italienisch, und als ihm die Flüche ausgingen, saß er einfach da und sah

auf die Gitarre. Er hatte keine Ersatzsaite. Er hatte kein Geld für eine Ersatzsaite. Er hatte drei Münzen, die er selbst in den Koffer gelegt hatte.

„Darf ich?“

Gianni fuhr herum. Auf der Treppe zum Ausgang, halb im Schatten, saß jemand. Eine Kapuze, darunter langes dunkles Haar, eine Jeans, abgewetzte Stiefel. Gianni hatte ihn nicht kommen hören. Er wusste nicht, wie lange der Mann schon dort saß.

„Wie lange hockst du da schon?“

„Seit dem zweiten Durchgang.“ Der Mann stand auf und kam die Stufen herunter. Er war jünger, als Gianni gedacht hatte, Mitte zwanzig vielleicht, schlank, mit einem Gesicht, das man im Halbdunkel schwer zu fassen bekam. Freundlich, aber wach. Wie jemand, der gleichzeitig zuhörte und auf die Uhr sah. „Du bleibst immer an derselben Stelle hängen. Nach dem zweiten Refrain.“

Gianni wurde rot, was man in der Unterführung zum Glück nicht sah. „Das ist noch nicht fertig.“

„Ich weiß.“ Der Mann griff in die Innentasche seiner Jacke und zog ein kleines, flaches Päckchen heraus. Gitarrensaiten. Ein ganzer Satz. „Ich hab immer welche dabei“, sagte er, als Gianni ihn anstarrte. „Andere Leute haben Taschentücher.“

Er setzte sich neben Gianni auf den kalten Boden, nahm die Gitarre, als hätte er sie schon hundertmal gehalten, und zog die neue Saite auf. Er tat es schnell und ruhig, ohne hinzusehen, wie Gianni seine Mutter früher Knöpfe hatte annähen sehen. Er stimmte nach Gehör, ohne Stimmgerät, drehte zweimal an der Mechanik, lauschte, drehte ein drittes Mal, ein winziges Stück zurück.

Dann spielte er.

Er spielte Giannis Lied. Das Lied ohne Namen, das er vor zwanzig Minuten zum ersten Mal gehört haben konnte. Er spielte es richtig, mit derselben Stimmung, denselben Akkorden, denselben kleinen Unsauberkeiten, die Gianni nie weggeübt hatte und die er plötzlich, aus fremden Händen, als Absicht erkannte. Und als der zweite Refrain kam, die Stelle, an der Gianni seit Monaten jede Nacht gegen eine Wand lief, blieb der Mann nicht hängen.

Er ging einfach weiter. Eine Wendung, ein Akkord, den Gianni nicht kannte, dann ein zweiter, und auf einmal wusste das Lied, wohin es wollte. Es stieg

noch einmal an, fiel dann ruhig herab und kam nach Hause, wie jemand, der nach langer Zeit die richtige Haustür findet.

Es dauerte vielleicht dreißig Sekunden. Dann legte der Mann die Hand auf die Saiten, und es war still in der Unterführung. Ein Taxi rauschte oben über die Straße.

Gianni merkte, dass er den Mund offen hatte, und machte ihn zu.

„Wie hast du das gemacht?“

„Das war schon drin“, sagte der Mann. „Es hat nur gewartet, bis jemand weiterspielt.“ Er gab ihm die Gitarre zurück, stand auf und sah auf das Handgelenk, an dem keine Uhr war. Dann sah er auf ein altes Handy, ein Klappmodell, wie es Gianni zuletzt bei seiner Großmutter gesehen hatte. Vier Uhr einunddreißig. Er zuckte kaum merklich zusammen.

„Ich muss los.“

„Warte. Wer bist du?“

Der Mann war schon auf der Treppe. Er drehte sich halb um, und für einen Moment fiel das orangefarbene Licht der Straßenlaterne unter seine Kapuze. Gianni sah ein Gesicht, das er sich später nicht mehr genau vorstellen konnte, nur die Augen, dunkel und sehr aufmerksam.

„Jo“, sagte der Mann. „Spiel's morgen noch mal. Bis zum Ende.“

Dann war er weg.

Gianni saß noch lange da. Irgendwann sah er in seinen Gitarrenkoffer. Neben den drei Münzen lag das Päckchen mit den restlichen fünf Saiten. Auf die Rückseite hatte jemand mit Kugelschreiber zwei Wörter geschrieben, in einer ruhigen, geraden Handschrift:

Für die nächste.

* * *

Jo rannte.

Er rannte die Via Salaria hinunter bis zu dem Laternenpfahl, an dem sein Fahrrad lehnte, ein rostiges Damenrad ohne Gangschaltung, das er vor drei Jahren für fünfzehn Euro von einem Studenten gekauft hatte und das so hässlich war, dass es nie jemand stehlen würde. Er fuhr durch das schlafende Rom, über den Tiber, vorbei an den Pinien, deren Kronen im ersten Grau des Morgens aussahen wie schwarze Wolken auf Stelzen, und stadtauswärts, bis sich am Horizont der LionTech Tower aus der Dunkelheit schälte.

Hundertachtundsechzig Meter Glas. Oben blinkte das Warnlicht für Flugzeuge, rot, geduldig, und darunter leuchtete in goldenen Lettern das Logo, der Löwenkopf, der die ganze Nacht über die Stadt wachte. Die Römer nannten den Turm immer noch *il Dente.* Jo nannte ihn nichts. Er wohnte darin, oder jedenfalls im Wohnflügel des Forschungscampus zu seinen Füßen, und er hatte schon vor Jahren aufgehört, nach einem Namen für den Ort zu suchen, an dem er aufgewachsen war.

Er fuhr nicht zum Haupttor. Er fuhr den Wirtschaftsweg entlang, an den Containern vorbei, bis zu der alten Laderampe im hinteren Teil des Campus, die seit fünfzehn Jahren niemand mehr benutzte, seit die Tierhaltung geschlossen und in einen Neubau verlegt worden war. Dort gab es einen Zaun, der an einer Stelle nachgegeben hatte, als hätte er irgendwann beschlossen, dass auch Zäune ein Recht auf Müdigkeit haben. Und dort gab es ein Wachhäuschen.

Im Wachhäuschen saß Emeka Obi.

Emeka war siebenundfünfzig, grau an den Schläfen, knapp zwei Meter groß, und leitete seit elf Jahren die Nachtschicht des Campus-Sicherheitsdienstes. Er saß mit einer Thermoskanne und der Gazzetta dello Sport in seinem Häuschen und las die Fußballergebnisse von gestern so konzentriert, als stünde darin der Sinn des Lebens. Er sah nicht auf, als Jo das Fahrrad hinter einen Container schob. Er sah auch nicht auf, als Jo sich durch den Zaun zwängte.

„Kamera drei hat wieder Aussetzer", sagte Emeka zu seiner Zeitung. „Zwischen vier und fünf. Ich hab's gemeldet. Die Technik kommt nächste Woche."

„Danke", sagte Jo.

„Ich hab nichts gemacht." Emeka blätterte um. „Ich melde nur Aussetzer. Das ist mein Job."

Jo blieb einen Moment an der Tür des Wachhäuschens stehen. Er wollte etwas sagen, wie jeden Morgen, und wie jeden Morgen wusste er nicht, was. Emeka nahm ihm die Entscheidung ab.

„Du riechst nach Kastanien", sagte er. „Dusch, bevor die Maske kommt."

Mit der Maske meinte er die Maskenbildnerin. Jo nickte und ging.

Der Weg führte über die Laderampe und durch eine Stahltür mit einer ganz gewöhnlichen Klinke in das Untergeschoss des Wohnflügels. Hier unten war früher der Stall gewesen. Heute war es ein Lagerraum, voll mit ausrangierten Büromöbeln, Kartons mit Werbebroschüren und einem lebensgroßen Pappauf-

steller von Dr. Magnus Leuwen, der zu irgendeiner Jubiläumsfeier gehört hatte und seitdem hier unten in einer Ecke lächelte. Das Stroh war lange weg. Der Geruch von Tieren auch. Aber über der Tür hing noch immer das grüne Notausgangsschild. Das kleine Männchen, das auf seine offene Tür zurannte, leuchtete wie vor fünfundzwanzig Jahren.

Jo ging hinüber zu einem Regal an der hinteren Wand, zog einen Karton mit der Aufschrift *Imagebroschüren 2019, Auflage B* heraus und stellte seine Gitarre dahinter, in ihrer abgeschabten Tasche. Eine gebrauchte Les-Paul-Kopie mit einem Kratzer auf dem Korpus, der aussah wie ein Fragezeichen. Er hatte sie mit achtzehn in einem Pfandhaus im Esquilino gegen eine Armbanduhr eingetauscht, die Magnus Leuwen ihm zum Geburtstag geschenkt hatte. Die Uhr war mehr wert gewesen als das Pfandhaus. Der Besitzer hatte zwanzig Minuten lang geschwiegen, dann die Gitarre von der Wand genommen und dreihundert Euro in bar dazugelegt, „für Saiten, Junge, für sehr viele Saiten". Jo hatte das Geld in einer Keksdose versteckt. Es waren noch hundertachtzig übrig.

Er stellte den Karton zurück. Auf dem Weg zur Treppe legte er, wie jeden Morgen, kurz die Hand an den Türrahmen unter dem grünen Männchen. Er wusste selbst nicht genau, warum. Es war einfach etwas, das man tat, wenn man nach Hause kam.

* * *

Sein Zimmer lag im vierten Stock, am Ende eines Flurs, auf dem der Teppich so dick war, dass man seine eigenen Schritte nicht hörte. Im Zimmer war es dunkel und warm. Unter der Bettdecke lag ein Mensch und atmete.

Genauer gesagt lagen unter der Bettdecke zwei Kissen, eine zusammengerollte Wolldecke und ein alter Wintermantel, geschickt zu einer menschlichen Silhouette arrangiert. Neben dem Kopfkissen lag ein Diktiergerät, ein graues Kassettenmodell aus den Neunzigerjahren, das Jo von Pater Anselm bekommen hatte, seinem Lehrer für Kirchengeschichte. Es spielte in Endlosschleife eine Aufnahme, die Jo vor zwei Jahren von sich selbst gemacht hatte: gleichmäßiges Atmen. Ab und zu ein Seufzen. Und um fünf Uhr früh, weil die Mikrofone im Zimmer das Wohlbefinden des Bewohners auch akustisch erfassten, ein leise gemurmeltes Morgengebet.

Die Mikrofone waren vernetzt. Das Diktiergerät nicht. Es war zu alt, um irgendetwas mit irgendwem zu teilen. Jo hatte früh gelernt, dass die alten Dinge die einzigen waren, die LionTech nicht lesen konnte.

Er schaltete das Gerät ab, räumte Kissen und Mantel in den Schrank, duschte, bis der Kastaniengeruch weg war, und legte sich hin. Es war fünf Uhr zwanzig. Er hatte noch neunzig Minuten.

Er schlief nicht sofort. Er lag auf dem Rücken und hörte in seinem Kopf Giannis Lied, das jetzt einen Schluss hatte. Und darunter, wie immer, wenn es still wurde, die andere Melodie.

Sie war schon immer da gewesen. Ein Riff, tief, schwer, fast ein Marsch, vier Takte, die sich wiederholten und dabei jedes Mal ein wenig lauter zu werden schienen, auch wenn sie in Wahrheit gar keine Lautstärke hatten, weil sie nur in ihm klangen. Als Kind hatte er sie gesummt, und seine Lehrer hatten geglaubt, er habe eine Variante eines gregorianischen Chorals gefunden. Einer von ihnen hatte sogar einen Aufsatz darüber geschrieben. Als Jugendlicher hatte er sie auf seiner ersten Gitarre nachgespielt, und sie hatte sofort funktioniert, als hätten seine Finger nur darauf gewartet.

Er wusste nicht, woher sie kam. Er wusste nur eines: Sie stand in keinem Lehrplan. Sie war in keiner Datenbank. Sie war nicht geplant, nicht bestellt und nicht bezahlt.

Alles an ihm war geplant. Die Farbe seiner Augen war in einer Datei vermerkt, bevor es ihn gab. Seine Lehrer, seine Bücher, seine Mahlzeiten, sein Tagesablauf, die Länge seiner Haare, über die im Jahr, in dem er zwölf wurde, eine Fokusgruppe entschieden hatte. Manchmal, nachts, fragte er sich, ob auch das, was er für seine eigenen Gefühle hielt, in irgendeiner Datei vermerkt war. Ob seine Freundlichkeit ihm gehörte oder einem Mann, der vor zweitausend Jahren gelebt hatte. Ob sogar der Drang, nachts über einen Zaun zu klettern, nur eine Kopie war. Ein Echo von jemandem, der Tische umgeworfen hatte.

Aber die Melodie nicht. Die Melodie gehörte ihm. Er wusste nur nicht, woher er sie hatte.

Er schlief mit ihr ein, wie jede Nacht.

* * *

Um sieben Uhr ging das Licht an.

Es ging nicht einfach an, es erwachte. Die Morgenlicht-Simulation ahmte einen Sonnenaufgang über Galiläa nach, zwanzig Minuten lang, von tiefem Violett über Orange zu einem warmen, goldenen Weiß. Ein Team von Lichtdesignern hatte zwei Jahre daran gearbeitet. Es war wunderschön. Jo hatte es seit seinem zehnten Lebensjahr jeden Morgen gesehen und fand es inzwischen ungefähr so aufregend wie einen Wecker.

„Guten Morgen, Joshua", sagte eine warme Stimme aus der Decke. Sie gehörte dem Hausassistenzsystem, das intern SERAPH hieß und dessen Stimme nach sechs Monaten Tests mit Probanden aus vierzig Ländern als „vertrauenswürdig, zeitlos, nicht geschlechtsspezifisch und leicht sakral" eingestuft worden war. „Heute ist Montag, der fünfundzwanzigste Oktober. Bis ADVENT sind es noch einundsechzig Tage. Das Wetter in Rom: sonnig, neunzehn Grad. Deine Schlafqualität war ausgezeichnet."

„Danke", sagte Jo.

„Dein Tagesplan: Sieben Uhr fünfzehn, Morgengebet, Archivaufzeichnung. Acht Uhr, Maske. Acht Uhr dreißig, Medientraining, Studio B, mit Frau Voss. Elf Uhr, Kirchengeschichte mit Pater Anselm. Dreizehn Uhr, Mittagessen mit Dr. Leuwen. Vierzehn Uhr dreißig, Stimmtraining. Sechzehn Uhr, Fotoprobe, Lichtsituation drei. Achtzehn Uhr, Abendessen. Neunzehn Uhr, Reflexion."

„Was ist Reflexion?"

„Eine Stunde strukturierter Zeit zur inneren Einkehr. Neu im Programm ab heute. Frau Voss hat einen Leitfaden mit Reflexionsfragen erstellt."

Jo sah an die Decke. „Gibt es eine Frage, was ich will?"

SERAPH machte eine Pause von exakt einer Sekunde, die von den Entwicklern als „nachdenklich" programmiert worden war. „Diese Frage ist im Leitfaden nicht enthalten", sagte die Stimme. „Soll ich sie als Vorschlag weiterleiten?"

„Nein", sagte Jo. „Lass mal."

Sein Name war Joshua Leuwen. So stand es in seinem Pass, den er nie benutzt hatte, weil er Italien nie verlassen hatte. Den Vornamen hatte eine Namensagentur in London ausgesucht, nach einem Briefing, das „international, zeitlos, positiv besetzt, aber ohne religiöse Konnotation" verlangt hatte. Die Agentur hatte vierhundert Vorschläge geprüft, drei Workshops abgehalten und am Ende Joshua empfohlen, weil er in allen Zielmärkten gut funktioniere und „hebräische Wurzeln mit amerikanischer Leichtigkeit" verbinde. Die Rechnung hatte bei zweihundertvierzigtausend Euro gelegen.

Dass Joshua und Jeschua derselbe Name waren, war in der Agentur niemandem aufgefallen. Im Konzern auch nicht. Pater Anselm hatte es gleich in der ersten Stunde bemerkt, vor vierzehn Jahren, und hatte so lange gelacht, dass er sich hatte setzen müssen. Dann hatte er sich die Augen gewischt und gesagt: „Behalt's für dich. Das ist der beste Witz, den ich seit Jahren gehört habe, und es wäre schade, wenn ihn jemand verdirbt."

Jo hatte es für sich behalten. Alle nannten ihn Joshua. Nur er selbst nannte sich Jo, und nur nachts.

* * *

Studio B lag im Heritage Wing, zwei Etagen unter dem Raum, in dem eine unscheinbare Leinenhülle in einer Vitrine mit eigener Klimaanlage lag, die mehr gekostet hatte als ein Einfamilienhaus. Das Studio war eine exakte Nachbildung des Saals, in dem am fünfundzwanzigsten Dezember die Welt Joshua Leuwen kennenlernen sollte. Eine kleine, erhöhte Bühne. Ein schlichtes Pult aus hellem Olivenholz. Dahinter eine Wand aus warmem Licht. Und davor drei Reihen mit Stühlen, auf denen vierzig Menschen saßen, die für diesen Vormittag bezahlt wurden.

Tamara Voss saß in der ersten Reihe und trug Kopfhörer. Sie war sechzig, trug einen silbergrauen Bob, der aussah wie mit einem Laser geschnitten, und hieß seit drei Jahren nicht mehr Chief Brand Officer, sondern Chief Narrative Officer, weil der alte Titel ihr zu transaktional geklungen hatte. Sie hatte vor vierundzwanzig Jahren in einem Schafstall gestanden und das Notausgangsschild aus dem Bild haben wollen. Sie hatte seitdem sehr viele Notausgangsschilder aus sehr vielen Bildern entfernt.

„Joshua, Liebling", rief sie, als er das Studio betrat. „Du siehst wunderbar aus. Hast du gut geschlafen? SERAPH sagt, ausgezeichnet. Das freut mich so. Wir machen heute Durchlauf sieben. Zwei kleine Änderungen im Text, die Autoren haben gestern Nacht noch dran gearbeitet."

Die Rede wurde von vierzehn Autoren geschrieben. Jede Formulierung war mit Fokusgruppen in dreißig Ländern getestet worden. Das Wort *Liebe* kam elfmal vor, das Wort *Hoffnung* neunmal, das Wort *Partnerschaft* dreimal, und das Wort *LionTech* genau einmal, ganz am Ende, „als emotionale Signatur".

Jo stellte sich hinter das Pult. Auf dem Teleprompter erschien der erste Satz.

„Und … bitte", sagte der Regisseur.

Jo sprach.

Er sprach gut. Er sprach sogar sehr gut. Er hatte in seinem Leben mehr Stimmtraining, Rhetorikunterricht und Auftrittscoaching bekommen als die meisten Staatsoberhäupter, und er hatte ein Talent dafür, das keiner der Coaches ihm hatte beibringen müssen. Wenn er sprach, hörten die Menschen zu. Nicht weil er laut war. Sondern weil er, wenn er sprach, die Menschen ansah, als wären sie die einzigen im Raum.

Die vierzig Statisten waren von einer Castingagentur gebucht worden. Sie hatten ein Briefing bekommen. Reihe eins sollte „ergriffen" sein, Reihe zwei „nachdenklich", und zwei Personen in Reihe drei waren angewiesen, bei der Stelle über die Vergebung „spontan niederzuknien". An ihren Handgelenken trugen alle Messbänder, die Puls, Hautleitwert und Mikromimik erfassten und in Echtzeit auf Tamaras Tablet übertrugen, damit man sehen konnte, bei welchen Sätzen die Zuschauer am stärksten reagierten.

„Weniger Wärme bei *Frieden*", sagte Tamara in ihr Mikrofon, und in Jos Ohrstecker klang es, als säße sie in seinem Kopf. „Frieden ist in einigen Märkten politisch aufgeladen. Mehr Wärme bei *Partnerschaft*. Partnerschaft ist dein Freund."

Jo sprach weiter. Weniger Wärme bei Frieden. Mehr Wärme bei Partnerschaft.

Und während er sprach, tippte unter dem Pult aus Olivenholz sein rechter Fuß einen Rhythmus auf den Boden. Leise. Gleichmäßig. Vier Takte, die sich wiederholten. Er merkte es nicht einmal. Er merkte es nie.

In der dritten Reihe saß eine alte Frau.

Jo sah sie bei der Stelle über die Vergebung. Die zwei Statisten neben ihr knieten pünktlich nieder, sehr überzeugend, einer hatte offenbar Schauspielerfahrung. Die alte Frau kniete nicht. Sie saß da, die Hände im Schoß, und weinte. Nicht ergriffen, nicht nachdenklich. Sie weinte, wie Menschen weinen, die schon eine Weile nicht mehr damit aufhören können.

Jo hörte auf zu sprechen.

„Joshua?", sagte Tamara in seinem Ohr. „Liebling, der Teleprompter läuft weiter."

Jo nahm den Ohrstecker heraus. Er legte ihn auf das Pult, stieg von der Bühne, ging an den knienden Statisten vorbei in die dritte Reihe und setzte sich neben die alte Frau.

„Geht es Ihnen gut?“, fragte er.

Die Frau sah ihn an. Sie war vielleicht achtzig, trug einen Mantel, der für das warme Studio zu dick war, und eine Brosche in Form einer Schwalbe. „Entschuldigung“, sagte sie. „Entschuldigen Sie bitte. Das gehört nicht zu meiner Rolle.“

„Das macht nichts.“

„Mein Mann ist im September gestorben.“ Sie wischte sich mit dem Handrücken über die Augen. „Achtundfünfzig Jahre. Ich hab mich bei der Agentur gemeldet, weil meine Tochter gesagt hat, ich soll mal wieder unter Leute. Und dann sagen Sie diese Sachen, und ich … Entschuldigung.“

„Wie hieß er?“

Die Frau sah ihn an, als hätte ihr seit September niemand mehr diese Frage gestellt. „Arturo“, sagte sie. „Er hieß Arturo.“

„Erzählen Sie mir von ihm.“

„Cut“, sagte Tamara Voss in die Stille des Studios, jetzt ohne Mikrofon, und ihre Stimme hatte den Ton einer Frau, die höflich bleibt, weil eine Kamera läuft. „Joshua, Liebling. Das ist wirklich sehr lieb. Aber die Statisten sind im Budget nicht als Gesprächspartner vorgesehen. Wir haben das Studio bis halb elf.“

Jo blieb sitzen. Er hörte der alten Frau zu, wie Arturo 1964 auf einer Vespa um ihre Hand angehalten hatte und dabei von der Vespa gefallen war, und wie er jeden Sonntag Tauben gefüttert hatte, obwohl das in Rom verboten war, und wie er am Ende im Krankenhaus noch versucht hatte, einem Pfleger das Kartenspielen beizubringen. Es dauerte vier Minuten. In dieser Zeit sah Tamara Voss dreimal auf ihre Uhr, und der Regisseur machte eine Notiz, die er später wieder durchstrich.

Dann stand Jo auf, sagte „Danke, dass Sie mir von ihm erzählt haben“ und ging zurück zum Pult.

„Wunderbar“, sagte Tamara, die Kopfhörer schon wieder auf. „Also. Ab *Vergebung*, bitte. Und diesmal mit dem Blick in Kamera zwei, nicht in Reihe drei.“

Jo steckte den Ohrstecker wieder ein und sprach weiter. Er sah in Kamera zwei. Er sprach über Vergebung, und zwei Statisten knieten zum zweiten Mal an diesem Morgen spontan nieder. Die alte Frau in der dritten Reihe weinte nicht mehr. Sie saß ganz aufrecht da und sah ihn an. Auf Tamaras Tablet zeig-

ten ihre Messwerte eine Kurve, die das Analyseprogramm als „Anomalie, Ursache unklar“ einstufte.

Am Mischpult hinter der Glasscheibe nahm der Tontechniker die Kopfhörer ab und runzelte die Stirn.

„Frau Voss? Ich hab da was auf der Pultspur. Ein Klopfen. Ganz regelmäßig. Da. Und da. Hören Sie das?“

Tamara drückte den Kopfhörer an ihr Ohr. Man hörte es jetzt auch über die Monitore, ganz leise, unter der Stimme: *Tock. Tock. Tock-tock.* Vier Takte. Dann von vorn.

„Was ist das?“, fragte sie. „Ist das Trittschall? Ist das die Lüftung?“

In der letzten Reihe des Studios, dort, wo das Licht nicht hinkam, saß ein Mann in einem grauen Anzug. Er war achtundsechzig, schlank, mit weißem Haar und einem Gesicht, das von vierzig Jahren Marathonlaufen und vierundzwanzig Jahren Stolz geformt worden war. Er hatte die ganze Probe über still dagesessen. Jetzt beugte er sich vor und lauschte, und auf seinem Gesicht breitete sich ein Lächeln aus, das niemand im Konzern je bei einer Quartalsbesprechung gesehen hatte.

„Das ist sein Herz“, sagte Dr. Magnus Leuwen leise. „Hören Sie doch. Das ist sein Herz.“

Und alle beugten sich vor, um es besser zu hören.

* * *

Pater Anselm war einundachtzig und gehörte zu den wenigen Menschen auf dem Campus, die LionTech nicht ausgesucht hatte. Er war mitgeliefert worden, wie eine Stiftungsauflage, die in einem Vertrag steht, den niemand mehr ganz liest. Ein Jesuit mit schlechter Hüfte und guten Augen, der Kirchengeschichte unterrichtete, als wäre sie ein spannender Kriminalroman, in dem die Hälfte der Verdächtigen Heilige waren.

„Du warst wieder unterwegs“, sagte er, als Jo den Raum betrat. Er sagte es nicht fragend.

„Woher wissen Sie das?“

„Du hast Ringe unter den Augen, und du bist glücklich. Das eine ohne das andere gibt es hier im Haus oft. Beides zusammen nur, wenn du nachts draußen warst.“ Anselm schob ihm ein aufgeschlagenes Buch hin. „Heute Franziskus. Ein reicher junger Mann, dem sein Vater genau vorgeschrieben hatte, was

aus ihm werden sollte. Er hat sich vor dem ganzen Marktplatz ausgezogen und dem Vater die Kleider zurückgegeben. Buchstäblich. Nackt, vor allen Leuten."

Jo sah auf das Buch. „War der Vater wütend?"

„Sehr." Anselm lächelte. „Aber das ist nicht der interessante Teil. Der interessante Teil ist, dass der Vater ihn wirklich geliebt hat. Er hat nur nicht verstanden, dass Liebe und Besitz zwei verschiedene Dinge sind. Das verstehen erstaunlich viele Väter nicht. Und erstaunlich viele Konzerne."

Er sagte es ohne Nachdruck, wie man übers Wetter spricht. Dann begann er mit dem Unterricht.

* * *

Das Mittagessen mit Magnus Leuwen fand im einundsechzigsten Stock statt, an einem kleinen runden Tisch am Fenster, von dem aus man die Kuppel des Petersdoms sah und dahinter, im Dunst, die Hügel. Leuwen aß Salat. Jo aß, was der Ernährungsplan für Montag vorsah.

„Du warst heute Morgen großartig", sagte Leuwen. „Diese Sache mit der alten Dame. Tamara war nicht begeistert, aber ich …" Er legte die Gabel hin. „Ich habe gedacht: Da ist er. Genau das ist er. Das kann man nicht schreiben, Joshua. Das kann man nicht trainieren. Das hat man, oder man hat es nicht."

„Sie hieß Maria", sagte Jo. „Ihr Mann hieß Arturo."

„Siehst du? Du merkst dir ihre Namen." Leuwen schüttelte gerührt den Kopf. „Die Welt wird dich lieben. In einundsechzig Tagen wird dich die ganze Welt kennen."

Jo sah aus dem Fenster. Unten, sehr klein, lag Rom in der Mittagssonne. Irgendwo da unten, in einer Unterführung an der Via Salaria, schlief jetzt vielleicht ein Junge mit einem Päckchen Gitarrensaiten in der Tasche.

„Und wer bin ich dann?", fragte er.

Magnus Leuwen lachte. Es war ein warmes, herzliches Lachen, das Lachen eines Vaters, der eine kluge Frage seines Kindes für einen Scherz hält.

„Na, du", sagte er. „Du bist dann du. Nur dass es endlich alle wissen."

Er griff über den Tisch und legte Jo die Hand auf die Schulter. Er meinte es vollkommen ernst. Er meinte es immer ernst.

* * *

In dieser Nacht saß Gianni wieder in der Unterführung unter der Via Salaria.

Er hatte die neue Saite aufgezogen, die er von dem Fremden bekommen hatte, und nur diese eine. Die anderen fünf lagen noch in ihrem Päckchen, in seiner Brusttasche, zusammen mit den zwei Wörtern in der ruhigen, geraden Handschrift. Er hatte nicht vor, sie zu benutzen. Man benutzt nicht das Erste, was einem jemand geschenkt hat, ohne etwas dafür zu wollen.

Um vier Uhr morgens spielte er sein Lied. Er kam bis zum zweiten Refrain, und dann ging er weiter, eine Wendung, ein Akkord, den er nicht gekannt hatte, bis er ihn in fremden Händen gehört hatte, dann ein zweiter. Das Lied stieg noch einmal an und kam nach Hause.

Er spielte es bis zum Ende. Zum ersten Mal.

Dann sah er zur Treppe. Sie war leer.

Er wartete bis zum Morgen. Der Mann mit der Kapuze kam nicht. Aber Gianni hatte ohnehin nicht vor, heute aufzugeben. Oder morgen. Oder übermorgen.

Er war siebzehn und hatte nichts. Das Einzige, was er in diesem Moment ganz sicher wusste, war, dass er noch nie jemanden so hatte spielen hören, und dass er diesen Menschen wiederfinden würde, und wenn er dafür jede Unterführung in Rom einzeln absuchen musste.

Es gab in Rom sehr viele Unterführungen.

Gianni hatte Zeit.

* * *